Nummer 61 Dienstag, 13. März 1923

Berliner Familien-Zeitung

Hunger . . .

Eine Groteske

Von Richard Eßweiz

Herr Horazius Quibbetempel, Schriftsteller und Poet seines Zeichens, ging durch die regentrüben, feuchten Straßen und monologisierte:

„Es kann gar kein Zweifel mehr daran bestehen: ich habe Hunger! — Ganz deutlich: Hunger! — Merkwürdig, — und dabei habe ich doch erst in der vergangenen Woche warm zu Mittag gegessen!

Die Leute sagen immer, es sei alles so teuer. — Das ist eine Verkennung der Tatsachen! — Wir verdienen nur nicht genug Geld! Das ist alles!

Ah, — ich weiß ja: ich kann etwas! Ich bin angesehen unter den Kollegen. — Ich bin „Kanone". — — Aber nur, solange ich für meine Arbeit kein großes Entgelt verlange. — Dann ziehen sie mir nämlich den nächsten besten „Radfahrer" vor, der für wenig Geld ganze Seiten zusammenklebt.

„Radfahrer" — — kennen Sie doch, nicht wahr? Tritt nach unten, und noch oben macht er 'n krummen Buckel . . .

Tja, — — um aber wieder auf besagten Hammel zurückzukommen: Der Hunger muß doch wohl recht früh auf die Welt gekommen sein. Und er ist von jeher ebenso gering geachtet worden wie heutzutage. Wenigstens von denen, die ihn — nicht hatten! —

Steht ja schon in der Bibel: — „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!" — Steht aber nicht dabei, daß wir dem Leib geben sollen, was des Leibes ist! —

Ueberhaupt: „. . . nach solchem allen trachten die Heiden!"

Pfüet Gott! — Ich bin Heide aus Ueberzeugung! Sie müssen das schon entschuldigen, meine verehrten Herren Arbeitgeber, — aber mein Magenmuskel ist von einer phänomenalen Leistungsfähigkeit . . . Er macht mir das Leben so sauer, daß dabei mein ganzes Christentum zum Teufel geht. Und ich hätte sicher schon, wie mein Vorgänger, der andere Schlemihl, meinen Schatten dahin verschoben, wohin mein Christentum ohne mein Zutun gegangen ist, wenn besagter Herr Teufel sich nicht von den Schiebergeschäften gänzlich zurückgezogen hätte. —

Er hat sich sicher schon lange „gesund gemacht" . . .

✣

Nein, wirklich: ich habe Hunger!

Ja, aber — was mach' ich denn da?"

Er dreht seine Taschen um und findet eine unbezahlte, bereits halb verwitterte Rechnung, drei Hosenknöpfe, die ihm vor mehreren Wochen abgerissen sind, und ein auf eine ehemals zu „nahrhafteren" Zwecken benutzte Kuchenbüte geschriebenes Manuskript: „Ueber die physischen Ursachen des Hungergefühls und die Kunst, durch den bloßen Willen seiner Gefühle Herr zu werden."

„Dieses beherzigenswerte Schriftstück," monologisierte er weiter, „werde ich jetzt dem am schlechtesten zahlenden Verleger überantworten, denn die besser Zahlenden würden es mir nicht abnehmen, — aus Angst, zahlen zu müssen . . ."

Der hungrige Horazius unterbrach also seine Unterhaltung mit sich selbst und machte sich auf den Weg.

„Also, da soll doch — — — das ist schon kein Hunger mehr, das ist ein ausgewachsener Skandal! — Ist es nicht eine Schweinerei, wie so ein doch eigentlich ordinäres und im höchsten Grade unappetitliches Organ wie der Magen — — — Mir wird tatsächlich schwarz vor den Augen, und meine Knie zittern . . ."

Er blieb stehen, hielt sich krampfhaft an einem Laternenpfahl und rief ein paar Beleidigten aus den Kreisen derer um Raffke nach: „Eilen Sie doch nicht so, meine Herren! — Ich habe ja nur einen geradezu unanständigen Kohldampf! — — Aber wenn es mir doch einfallen sollte, hier auf offener Straße an knurrenden Magen zu krepieren — — ich habe nämlich noch ein Viertel Meter Makulatur in der Tasche, das Sie zu Geld machen könnten . . ."

Sprach's und rutschte — es wurde ihm immer dunkler vor den Augen — langsam am Laternenpfahl hinab aufs Pflaster.

✣

Horazius Quibbetempel wurde auf Stadtkosten beerdigt, und man verschrieb, um die Beerdigungskosten wieder hereinzubekommen, vierundzwanzig Liter Tinte, drei Schreibmaschinenfarbbänder, sechshundertachtzig Bogen Kanzleipapier, einige zwanzigtausend Mark an Porto und achtzehnhundertsechsundsiebzig Bureaustunden. Schließlich trieb man aber alles auf Heller und Pfennig ein, und zwar von einer Verwandten, einer Kuhmagd in Ottenbüttel. Das Mensch bekam, als ihr die Rechnung präsentiert wurde, einen derartigen Schrecken, daß sie das Milchtier, das sie gerade vorhatte, heftig in den Sahnenbehälter kneipte und beide mit vereinten Kräften zwölf Liter Milch umstießen . . .

. . . Die also auch noch dem pp. Horazius Quibbetempel (um-) selligen (Nichtgewünschtes bitte durchstreichen!) Angedenkens in Rechnung zu stellen wären . . .

✣

Währenddes saß besagter Quibbetempel in einem Separatkabinett bei Teufels, und ein besonders kräftiger Bocksjunge schürte unter einer besonders hitzigen Pfanne ein besonders warmes Feuer für ihn.

Horazius war zwar noch eingefallener jetzt in der Magengegend als früher, aber der Unterschied war nicht so, daß er besonders auffiel. Horazius war mit sich zufrieden: er hatte weidlich unselig gelebt, und so ein Kabinettsstückl von einem Tod, wie er ihn sich geleistet hatte — auf offener Straße, und noch dazu an einer Krankheit, die darin bestand, daß er sich nicht mehr den Magen verderben konnte! — konnte man sich einfach nicht mehr denken! — — Der eigens zu seiner Fegefeuerbedienung delegierte Oberteufel heizte dem pp. Quibbetempel anjetzo nach Kräften ein, — immer wütender, so daß ihm die Flammen fast selbst zuwiel wurden, — aber der Delinquent saß trotz allem ruhig in seiner Pfanne und lächelte vergnüglich vor sich hin. Der, wo das Feuer schürte, holte sich noch zwei Mann Unterstützung, — aber Horazius blieb ungerührt. — —

So, daß der Oberteufel (auf Erden war er Unteroffizier gewesen, verstand also sein Handwerk!) schließlich zu seinem allerhöchsten Vorgesetzten ging:

„Dieser verhungerte Zeilenschinder ist nicht zum Braten zu bewegen! — Der Kerl besteht nämlich buchstäblich nur noch aus Knochen, und zum Braten ist nix da!"

„— Unsum!" murrte der Oberste der Hölle und wollte sich eben selbst auf den Weg machen, als ihm ein Gedanke kam: „Richtig, ja, — das ist der! Nein, mit dem ist nichts anzufangen. Wie sie den unter die Erde gebracht hatten, haben sogar die Maden gestreikt, die ihn bearbeiten sollten; — der Kerl hat nämlich nicht mal angefangen, zu stinken! — Schmeiß ihn raus!"

✣

Horazius Quibbeempel wurde also aus der Hölle, wo er sich eigentlich soweit ganz wohl gefühlt hatte, mit einem gewaltigen Schwung wieder hinausbefördert. Und da er noch so langer Abwesenheit schlecht wieder auf die Erde zurückkehren konnte, wandert er seitdem zwischen Himmel und Hölle hin und her und freut sich über jeden hungernden Kollegen, dem es nicht besser gehen wird wie ihm . . .

Das personifizierte Schiff

Es ist natürlich, daß die selbst lebendige und alles belebende Phantasie der Urvölker auch das Schiff als ein Lebendiges behandelte. Gleichsam als schwimmendes Tier durchschnitt es die Fluten und trug wie das Pferd den Menschen von Land zu Land. Daß man es personifizierte und ihm folglich auch ein Geschlecht beilegte in den älteren Sprachen, die so streng das männliche, weibliche und geschlechtslose unterschieden, kann uns nicht auffallen, aber weshalb man das Schiff, das in allen rein germanischen Sprachen geschlechtslos ist, gerade als weibliches Wesen behandelte, wie bei den Griechen und Römern, ist uns unerklärt geblieben. Unwillkürlich fast wird man an die Venus Euplola, „die Seglerin", erinnert. Hier werden wir wohl weitere linguistische Studien abzuwarten haben. Die Personifikation des Schiffes und seine darauf erfolgte Benennung mit Eigennamen ist uns allerdings leicht verständlich und lebt noch jetzt in der Anschauungsweise des Matrosen, der ohne Bedenken sein Schiff anredet, wie nach der Sage Orpheus das Schiff Argo, das die menschliche Sprache verstand und selbst antworten konnte, oder Friedjof, der seinem „Ellidi" nur zurief, was es tun sollte. Auch in der altenglischen Sage vom König Horn gibt dieser seinem Schiffe Erlaubnis, heimzukehren, und trägt ihm Gruß und Botschaft auf. Die englische Sprache, die bekanntlich außer Sonne und Mond alles, was nicht tierisch lebendig ist, mit dem „it" geschlechtslos macht, bezeichnet das ruhende Schiff zwar auch so, aber das in Bewegung begriffene wird sogleich „she" und nur das Kriegsschiff ist „man of war" (ein Kriegsmann) und der große, bewaffnete Ostindienfahrer ein „Indiaman".

S. Hg.

Die „13" in der Geschichte der Vereinigten Staaten

Der schlechte Ruf, in den der Aberglaube die Zahl gebracht hat, scheint in der amerikanischen Geschichte sich nicht zu bewähren, wenn anders die nachstehende Ueberschrift über das Vorkommen der 13 in ihren Annalen, Symbolen usw. stichhaltig ist. So ist Amerika an einem 13. entdeckt worden. Die Republik setzte sich anfänglich aus 13 Kolonien zusammen und die erste Fahne hatte dengemäß 13 Sterne und 13 Streifen. Der Spruch im Wappen der Union „E pluribus unum" umfaßt 13 Buchstaben. Das Haupt der Freiheit auf den Münzen ist von 13 Sternen umstrahlt. Der Adler auf diesen selben Münzen hält in einer Klaue einen Oelzweig mit 13 Blättern, in der anderen 13 Pfeile; das Schild vor seiner Brust hat 13 Sparren und jeder seiner Flügel 13 Federn. Die erste Flotte der Amerikaner bestand aus 13 Schiffen und gewann ihren ersten größeren Sieg unter Perry auf dem Erie-See an einem Dreizehnten. Das erste Wort über den transatlantischen Kabel ist gleichfalls an einem Dreizehnten gefabelt worden. Durch den 13. Zusatz zur Verfassung wurde die Befreiung der Sklaven verfügt. Am 13. Juni 1917 kam der General Perthing in Frankreich an, welcher Tag das aktive Eingreifen der Amerikaner in den Weltkrieg bezeichnet; ob das gerade ein Glückstag für die Vereinigten Staaten gewesen ist, darüber gehen die Meinungen allerdings je länger desto mehr auseinander. Von einer Scheu vor der Zahl 13 kann jedenfalls in der Union nicht die Rede sein; hat doch neuestens noch die New-Yorker Handelskammer beschlossen, für eine Kalenderreform einzutreten, die das Jahr in 13 Monate zu je 28 Tagen einteilt, den neuen Monat zwischen Juni und Juli einschiebt und den übrig bleibenden Tag des Jahres, den 0. Januar, als internationalen Feiertag erklärt.

Die Geißel der Fünfhundert

ROMAN VON VICTOR HELLING

[26. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

„Ja, das ist wirklich ein Glück", sagte Fräulein Buchholz. „Vermieten kann ich selbstredend jeden Tag, aber ich will nicht an Krethi und Plethi vermieten. Mir liegt vor allem daran, daß ich es diskriminierten Ausländern behaglich mache. Das Ausland hat mir so viele schöne Offenbarungen geschenkt, daß ich mich revanchieren möchte. Gerade Italien . . ."

Wenn es der junge Rumäne gewesen wäre, dem sie ihr Herz ausgeschüttet hätte, hätte Fräulein Buchholz wahrscheinlich geseufzt: „Gerade Rumänien . . .!", obwohl sie nie in Rumänien gewesen war — allerdings stand sie darin nicht hinter Herrn Take Filippescu zurück, den ihr soeben Hals über Kopf der kleine, knorrige Engländer entführt hatte. Und im übrigen war das mit der Revanche für genossene Auslandsfreuden nicht zu wörtlich zu nehmen: Fräulein Buchholz verschenkte nichts. An Ausländer aus valutastarken Ländern schon gleich gar nicht. Wie auch ihr seinerzeit das Ausland nichts geschenkt hatte. In Benedig war sie bös geneppt worden. Von anderen Flohstichen gar nicht zu reden. Aber die Zeit läßt bekanntlich die unangenehmen Eindrücke zugunsten der angenehmen Offenbarungen schneller verblassen.

Luigi Pedroni fand an ihr eine neugierig gespannte Zuhörerin seiner Taten.

„Rädern müßte man den Mann", sagte sie. „Da ist keine Strafe barbarisch genug."

„O, er wird auch schwerlich mit dem Leben davonkommen, wenn er überführt wird."

„Ja, es herrscht eine schöne Wut auf diese Bestien. Sie hätten 'mal das Begräbnis vom alten Hortenbach sehen sollen! Ich sehe mir sonst grundsätzlich so was nicht an, aber die Leute sind ja wie verrückt vor Neugierde. Furchtbar viel Kranzspenden. Von wegen, weil dieser Hortenbach in jedem dritten Aufsichtsrat saß. Dabei ist er eigentlich sehr unbeliebt gewesen. Wissen Sie, es ist etwas Wahres daran, was in der Zeitung steht: die Carnarileute haben sich ihre Opfer ausgesucht. Die „Rote Rakete" soll ja auch verboten worden sein, weil sie die Räuber zu Helden gestempelt hat. Der Artikel ist überschrieben gewesen: „Blutsauger, eure Rächer sind auf dem Marsche!"

„Das ist alles sehr interessant", antwortete Luigi Pedroni.

„Am meisten hat es mich frappiert," fuhr das redselige Fräulein Buchholz fort, „daß sich der ermordete Hortenbach gar nicht mit seiner Tochter verstanden haben soll. Die junge Frau sah in ihrem schwarzen Krepp aus wie eine vom Himmel gestiegene Madonna. Eine gefeierte Schönheit. Hoffentlich bekommen Sie aus dem Verhafteten heraus, wo das berühmte Diadem geblieben ist. Das ist ja heute gar nicht mehr zu bezahlen. Und da wir gerade vom Gelde reden, lieber Signore Pedroni . . . so peinlich es mir ist, davon anfangen zu müssen — es geht beim besten Willen nicht, daß Sie den bisherigen Pensionspreis zahlen. Wenn es Ihnen recht ist — tutti molto caro, molto caro! — da steigere ich Sie. Dafür bekommten Sie aber auch das Zimmer vom Herrn Grafen, wo Sie die schönste Aussicht haben. Es tut mir zu leid, daß er fort muß, er war wirklich vornehm und dabei bescheiden. Denken Sie, er säuberte sich seine Stiefel selbst. Ich erzähle das nur als eine Marotte von ihm."

„Hm", sagte Luigi Pedroni. „Reinigte seine Stiefel selbst? Das ist eigentlich verdächtig. Wir haben einmal einen Fall gehabt . . . in Bologna . . . einen Fall, wo die Stiefel eines Deutschen eine große Rolle spielten." Und plötzlich wurde Luigi Pedroni sehr nachdenklich. Ihm fielen alte Geschichten ein. Ein Juwelenhehler war abgefaßt worden . . . in seinen Stiefeln hatte man die Edelsteine gefunden . . . in präparierten Stiefeln. Und der Abgefaßte war auch ein großer, vornehmer Mensch gewesen — genau in Haltung und Figur wie dieser ungarische Großgrundbesitzer und ehemalige Gardeoffizier. . . .

„Allerdings — auf das Gesicht und den Namen kann ich mich nicht mehr besinnen", sagte er aus seinem Grübeln heraus. „Aber der Zufall liebt Wiederholungen. Ich hätte, vom kriminalistischen Standpunkt aus, Interesse, mir die Stiefel, die der Herr Graf selbst reinigt, einmal genauer anzusehen."

„Jetzt verstehe ich Sie nicht." Fräulein Buchholz lachte. „Für den Grafen Wunsiedel lege ich meine Hand ins Feuer. Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Das eine Wort Gardeoffizier genügt."

Es genügte leider nicht in dem Sinne, wie es Fräulein Buchholz gemeint hatte. Das Unglück stellte sich heraus, als sie sich daran machte, das Zimmer, das der Graf bewohnte und in das er nochmals zurückkehren wollte, aufzuräumen. Da ward sie gewahr, daß die Handtasche des Grafen Wunsiedel fehlte.

Lange traute sie ihren Augen nicht. Aber sie blieb verschwunden. Was man sieht, glaubt man. Und was man nicht sieht — das kann einen den schönsten Glauben nehmen.

Die Handtasche kehrte ebenso wenig wieder wie der Graf, der sich aus lauter Anspruchslosigkeit die Stiefel stets selbst gereinigt hatte. Er mußte es sehr eilig gehabt haben, denn er hatte auch vergessen, seine Rechnung zu begleichen.

Fräulein Buchholz sank mit einem Wehlaut auf die Ottomane. Die Tränen rannen ihr wie heiße Lava über die Wangen. Zwischendurch schimpfte sie: „Nein, diese Ausländer!" Sich verbesserend setzte sie allerdings sofort hinzu: „Mit Ausnahme der Italiener!"

Aber das war unnötig; denn Signore Pedroni, den die aufreibende Tätigkeit auf dem Polizeipräsidium angestrengt hatte, schlief erschöpft. Er erfuhr das Unglück, das seine Wirtin betroffen hatte, erst am späten Nachmittag.

„Ecce!" sagte er. „Da haben wir's! Die Stiefel waren präpariert. O, ich kenne jeden Gaunertrick! Hätten Sie es mir einen Tag eher erzählt, wäre Ihnen dieser Schmerz erspart geblieben."

„Können Sie die Sache nicht melden?" fragte Fräulein Buchholz.

„Nein, Signorina, das ist ausschließlich eine Berliner Angelegenheit. Ich habe auch nicht eine Sekunde Zeit, mich in Sachen zu mengen, die neben meiner eigentlichen Mission Lappalien sind. Es geht jetzt erst richtig an! Heute habe ich dem einen auf den Kopf zugesagt, wer er ist. Jetzt gilt es, einen wie den anderen von seinen Spießgesellen vors Tribunal zu zerren."

Er redete absichtlich etwas hohe Töne, denn im Grunde lastete es beschämend auf ihm, daß er von der Liebenswürdigkeit eines Menschen abhängig gewesen war, der sich zumindest als Zechpreller, wenn nicht als Schlimmeres entpuppt hatte. Die Liste der Lokalitäten, in denen ihm Graf Wunsiedel geraten hatte, nach seinem Landsmann Zigolo zu fahnden, fehlte ihm, aber es war nicht so schlimm. Er hatte jetzt schon einiges Ortsgefühl, wenn er auch immer von neuem erstaunte, wie groß dieses Berlin eigentlich war. Er ließ sich von den Wogen tragen. Die Ermahnungen seines Gönners Cavaliere Beturi, des hohen Tauspaten seines Stammhalters Emilio, daß er die schöne Zeit nutzen, jede Pause in Ruhe genießen solle, waren auf fruchtbaren Boden gefallen. Und wo ihn der Orientierungssinn im Stich ließ — gleich fanden sich noch immer diese Berliner Mädelchen ein, die eigens darauf zu warten schienen, einen Ausländer durch die Brandung der Großstadt zu gängeln und ihn in sicheren Port abzusetzen. Ihre Zahl war unerschöpflich, unermeßlich groß wie die Zahl der Häfen und Buchten, wo man vor Anker gehen konnte. Diese Buchten, die sich Dielen und Bars und Kasinos und Tanzrooms nannten, schäumten von Leben und Lebensbejahung. Und überall wogte das internationale Publikum, überall schwirrte einem das Idiom aller Länder und Erdteile in den Ohren. Das gesamte Ausland gab sich in diesem Berlin, wo alles so spottbillig war, ein Stelldichein. Auch die harmonische Sprache des heiligen Italien hörte man . . . italienische Virtuosen strichen die Saiten der Violinen . . . neapolitanische Sängerinnen ließen von den Rampen des Tauentzien-Palastes und der Scala ihre nachtigallhellen Stimmen hören . . . in geheimen Spielklubs, in die Luigi Pedroni am Arme seiner ortskundigen Thebanerinnen vorgedrungen war, verteilten von der italienischen Riviera importierte Croupiers die Chips, italienische Kellner kredenzten in italienischen Weinstuben auf der Potsdamer und Bülowstraße den Vino Vermut di Torino aus der baftumflochtenen Originalflasche — überall Italiani, überall Compatriotti — nur der eine nicht unter ihnen allen — nur kein Zipfelchen zu entdecken von einem jungen Menschen, auf den die Beschreibung des Giuseppino Zigolo gepaßt hätte!

Keiner kannte einen Jüngling dieses Namens, keiner hatte ihn gesehen. Nirgends, als am Mordabend in der Villa Hortenbach, war ein italienischer Händler mit Galanteriewaren aufgetaucht.

Luigi las seinen Namen in den italienischen Zeitungen, die nach Berlin kamen. Er zitterte vor Stolz. Mit ihm las es ganz Italien, daß er es gewesen, der den Schleier über den Carnari-Leuten gelüftet hatte, lasen es seine Frau, seine hohen Gönner und Vorgesetzten, lasen es seine Kollegen . . . liebe Kerle, aber jetzt natürlich in brennendem Neid. Schwarz auf weiß stand seine Geschicklichkeit vor aller Augen. So etwas stachelt den Ehrgeiz, es spornt an wie den Künstler der Applaus des vollbesetzten Hauses. Täglich belagerte er seitdem das Amtszimmer des Kommissars Kirchbach, konferierte er, holte sich neue Instruktionen, erkundigte er sich nach den Ergebnissen der Untersuchung.

Sie kam wenig vom Fleck. Lion Carnari war ganz zu der Methode zurückgekehrt, die ehedem seinen Untersuchungsrichter in Bologna und die Geschworenen im Palazzo Baccioechi zur Verzweiflung gebracht hatte. Er gab zu, was er zugeben mußte . . . daß der Schuß des Schupomannes ihn getroffen hatte, daß er aus der Villa Hortenbach geflohen war. Er räumte sogar den Einbruch ein, verneinte keineswegs, daß er Helfer gehabt habe, bequemte sich zu dem Geständnis, daß er identisch sei mit dem Manne, den der Volksmund seit einiger Zeit als „die Geißel der oberen Fünfhundert" bezeichne. Aber er lehnte ab, sich über seine früheren Taten zu äußern.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Retter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer, Berlin; für den Anzeigenteil: Paul Gräß-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.